

# Die kreativen Kräfte zusammenbringen

**DIAKONIE/ Thorsten Nolting leitet die Sozialwerke der evangelischen Kirchen in Düsseldorf. Ein Gespräch über viele Freiwillige, schöne Räume und eine neue Glaubenssprache.**



Zu Besuch: Thorsten Nolting stellte in Zürich die Diakoniarbeit der Kirchen in Düsseldorf vor

Herr Nolting, Sie sind Chef der Diakonie Düsseldorf, machen aber immer wieder mit überraschenden Aktionen von sich reden. Bis vor Kurzem hatte ich ein «Labor für soziale und ästhetische Entwicklung». Da habe ich viele Experimente gemacht, zum Beispiel einen Abend unter dem Motto «Lasst uns alle sozialen Probleme lösen». Wir haben ganz ernsthaft die

**«Als ich eine Unterkunft für Obdachlose von einem Innenarchitekten einrichten liess, waren viele skeptisch.»**  
.....

sozialen Missstände erhoben und Lösungen andiskutiert. Die Notizen habe ich dann meinen beiden Assistenten übergeben. Die zwei mexikanischen Rennmäuse knabberten alles weg und erledigten so scheinbar die Probleme. Nach zehn Jahren war es aber genug damit.

Neu haben Sie das «Büro für soziale Innovation» gegründet. Was ist das? Viele Künstlerinnen und Künstler interessieren sich brennend für soziale Fragen. Und es gibt viele junge Unternehmerinnen und Unternehmer mit nachhaltigen sozialen Ideen. Oder innovative Selbsthilfe in den Quartieren. Diese kreativen Kräfte wollen wir zusammenbringen und zukunftsweisende Projekte beraten und fördern ([www.soziale-innovationen.eu](http://www.soziale-innovationen.eu)).

Die Diakonie Düsseldorf betreibt Kinderkrippen, Schulen, Altersheime, Pflegedienste, zahlreiche Beratungsstellen. Woher kommt das Geld?

In Deutschland vergeben die Gemeinden öffentliche Mittel an die Träger der sozialen Wohlfahrt, dazu gehört auch die Diakonie der evangelischen Kirchen. Das ist nicht überall gleich viel. Die Stadt Düsseldorf setzt sehr stark auf die Wohlfahrtsverbände, weil sie sich einen mehrfachen Nutzen davon verspricht: mehr Motivation, Spenden, Freiwillige.

Dann brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen über rückgängige Kirchensteuern? Doch, die Kirchensteuern sind schon wichtig. Viele Einrichtungen müssen wir mitfinanzieren. Und es gibt auch Projekte, die wir allein tragen. Die Bahnhofmission etwa oder die Asylverfahrensberatung für Flüchtlinge.

1350 Personen engagieren sich bei Ihnen ehrenamtlich. Was ist Ihr Erfolgsrezept?

Alle, die mit Ehrenamtlichen arbeiten, müssen bei uns eine einjährige Ausbildung dafür machen. Und jede Einrichtung muss ein Konzept für die Arbeit mit Freiwilligen haben. Wer seine Zeit schenkt, will auch etwas davon haben. Das bewährt sich etwa bei den Seniorennetzwerken, die vor zwanzig Jahren gegründet wurden, als es eine Welle von Frührenten gab. Das wurde nicht als Angebot der Kirche kommuniziert, sondern man stellte einfach die Gemeindestrukturen zur Verfügung. Viele der Leute machen jetzt auch bei anderen Projekten von uns mit, und die Ehrenamtskoordinatoren sorgen für Spielräume und gute Rahmenbedingungen.

Nun sind Sie von der Stadt mit der Unterbringung von Flüchtlingen betraut worden. Ja. Wir wollten zwei Liegenschaften verkaufen. Da aber immer mehr Flüchtlinge kommen, werden die ehemaligen Altenheime jetzt zu Asylunterkünften. Die Reaktion in den Gemeinden war überwältigend. Die Leute boten sofort Unterstützung an, überzeugten Anwohner, wollen in den Unterkünften helfen. Wenn Kirchgemeindemitglieder merken, es kommt richtig auf sie an, sind sie zur Stelle. Das ist ein enormes Potenzial.

Wie kommen Sie zu so engagierten Kirchgemeinden?

Das gelingt nur, wenn sich auch der Pfarrer, die Pfarrerin vollauf mit diesem Engagement identifiziert. Vor allem aber darf man kein geschlossener Zirkel sein, sondern muss alle willkommen heissen. So engagieren sich dann oft auch Menschen, die nicht gläubige Christen sind. Ich halte nichts von der Ängstlichkeit, durch diese Offenheit an Identität zu verlieren und unerkennbar zu werden. Natürlich braucht es auch genug Raum, um den Glauben zu pflegen. Doch da gibt es grossen Handlungsbedarf, finde ich.

Wie meinen Sie das?

Wer arbeitet denn heute schon an einer Sprache des Glaubens, die einem nicht peinlich ist? Wir brauchen ein neues Vokabular und sollten es so gut einspielen, dass wir ganz natürlich von Gott reden können, überall. Zu sagen hätten wir ja viel – zum Beispiel über die Gnade.

Sie arbeiten oft mit Künstlerinnen und Gestaltern zusammen. Warum?

Wir denken viel zu wenig über die Wirkung von Räumen nach. Als ich eine Obdachlosenunterkunft von einem Innenarchitekten einrichten liess, waren viele skeptisch. Es hat sich aber bewährt. Ein anderes Beispiel: In einer Kindertagesstätte hat unser Architekt Verstecke eingebaut, wo sich die Kleinen zurückziehen und die andern beobachten können. Sie lieben das, es bietet ihnen eine Geborgenheit, die sie in diesen Räumen sonst nicht haben.

INTERVIEW: CHRISTA AMSTUTZ

## Wichtige Aufgaben für die Kirchen

«WHO CARES? Pflege und Solidarität in einer individualisierten Gesellschaft. Was soll und kann Kirche im Care-Bereich leisten?» Unter diesem Titel führte die reformierte Zürcher Kirche im November eine Diakonietagung durch. François Hoepflinger zeigte den Handlungsbedarf in einer immer älteren Gesellschaft auf. Lilian Fankhauser ging

auf Geschlechterfragen ein – immer noch leisten Frauen zwei Drittel der unbezahlten Betreuungs- und Pflegearbeit – und Thorsten Nolting informierte über die Diakoniarbeit in Düsseldorf.

**NETZWERKE.** An der Tagung wurden auch neue Initiativen in reformierten Kirchen des Kantons Zürich vorgestellt. Zum Beispiel Tandem, eine Tagesbetreuung in Büllach für Kinder und Senioren, oder die SOS-

Kinderbetreuung, die in Winterthur Eltern in schwierigen Situationen entlastet. Ziel ist eine bessere Vernetzung im Bereich Diakonie. Zudem möchte die Landeskirche mit interessierten Kirchgemeinden neue Konzepte erproben, die auf Zusammenarbeit mit möglichst vielen gesellschaftlichen Kräften setzen.

**TAGUNG.** Informationen und Referate unter dem Kurzlink: [tinyurl.com/care-tagung](http://tinyurl.com/care-tagung)

# Was die späten Lebensjahre alles mit sich bringen

**ALTER/ Alt werden, alt sein, ist nicht einfach. Negative Vorstellungen über diese Lebensphase dominieren. Zu Recht? Nicht nur Herausforderungen warten, auch Chancen eröffnen sich.**

Alle wollen alt werden – niemand will alt sein. Dieses geflügelte Wort ist allgemein bekannt. Dass die vierte Lebensphase mit einiger Mühsal verbunden ist, wissen alle, die schon darin leben. Peter Gross (73), emeritierter Ordinarius für Soziologie an der HSG, sieht das jedoch anders: «Ich bin gern alt. Man muss nicht mehr umherhetzen, das Wissen und die Erfahrung nehmen zu. Die friedfertigen, schönen Sachen übertreffen das Leid, das man im Alter erlebt.»

Der Autor des Buches «Wir werden älter», das derzeit in vierter Auflage erscheint, ist überzeugt: Die Langlebigkeitsgesellschaft ist ein grosses Ge-

schenk. Erstmals in der Weltgeschichte könnten, zumindest in der Schweiz, viele Leute «gut» alt werden. Gross erkennt in der Tatsache, dass heute vier Generationen miteinander leben, einen «grossen Reichtum der Erinnerungskultur».

**AUTONOMIE NEU DEFINIEREN.** Neben Gross nimmt auch Monika Stocker (66) am 20. November teil an der Podiumsdiskussion «Alt werden: Lust oder Last?» (siehe Kasten). Die alt Stadträtin von Zürich erkennt im Altwerden sowohl eine Chance wie eine Herausforderung. Als Chance wertet sie die Möglichkeiten, die sich aus dem Zusammenleben von Vier-

Generationen-Familien eröffnen. Gleichzeitig sei aber die Welt heute «gemacht für Tüchtige – und im Alter ist man nicht mehr so tüchtig».

Stocker, die sich bei der «Grossmütter-Revolution» engagiert, einem Netzwerk und Think-Tank der neuen Grossmüttergeneration, verweist auf spezifische Aspekte des Altwerdens für Frauen: «Wir Frauen traten an als Generation, die ihr Leben selber in die Hand nimmt. Da stellt sich nun für uns die Frage, wie wir mit der Autonomie umgehen und der Frage, was wir, wenn wir bedürftig werden, noch wert sind.» Viele Frauen, die ihre Partner lange gepflegt haben, sähen sich

heute im Alter damit konfrontiert, dass das Vermögen aufgezehrt ist. Hierbei spiele auch mit, dass Frauen oftmals schlechter versichert seien und dass nur Lohn-, nicht aber «Hausfrauenarbeit» etwas gilt. Abgesehen von solchen gesellschaftspolitischen Aspekten aber ist für Monika Stocker das Altern «ein sehr individueller Prozess. Dessen Qualität hängt davon ab, wie ich vorher gelebt habe.»

**ZEIT ZUM NACHDENKEN.** Welche Qualität sich mit steigendem Alter ergeben kann, formuliert Peter Gross so: «Im Alter hat man Zeit, nachzudenken übers Leben, Bilanz zu ziehen. Dadurch kann man mit sich selber und seinen Beziehungen ins Reine kommen. Das Leben wird erst dann richtig «ganz», wenn man dessen Herbst und Winter erlebt.» Herausforderungen wie Krankheiten, Schmerzen, Einsamkeit oder Armut könne man versuchen, einen Sinn zu geben: «Meiner Meinung nach wird ein Leben durch solche Erfahrungen reicher.» **STEFAN SCHNEITER**

## Diskutieren übers Alter

Zum Thema «Alt werden: Lust oder Last?» diskutieren unter der Leitung von Hannes Britschgi: Schriftsteller Adolf Muschg, CVP-Nationalrätin Barbara Schmid-Federer, Marion Schafroth (Exit), alt Stadträtin Monika Stocker und Soziologe Peter Gross. Organisation: Pro Senectute und Kirchen. Der Anlass wird um 17.30 Uhr mit einem Lichtspektakel am Grossmünster durch Gerry Hofstetter umrahmt.

**PODIUM.** 20. November, 18 Uhr, Grossmünster. Eintritt frei.